

GERTRAUD  
KLEMM

# EINZELLER

R  
O  
M  
A  
N

kremayr  
scheriau  
verlag

© Kremayr & Scheriau / Beachten Sie die Sperrfrist bis inkl. 05.03.2023

kremayr  
scheriau

**GERTRAUD KLEMM**

**EINZELLER**

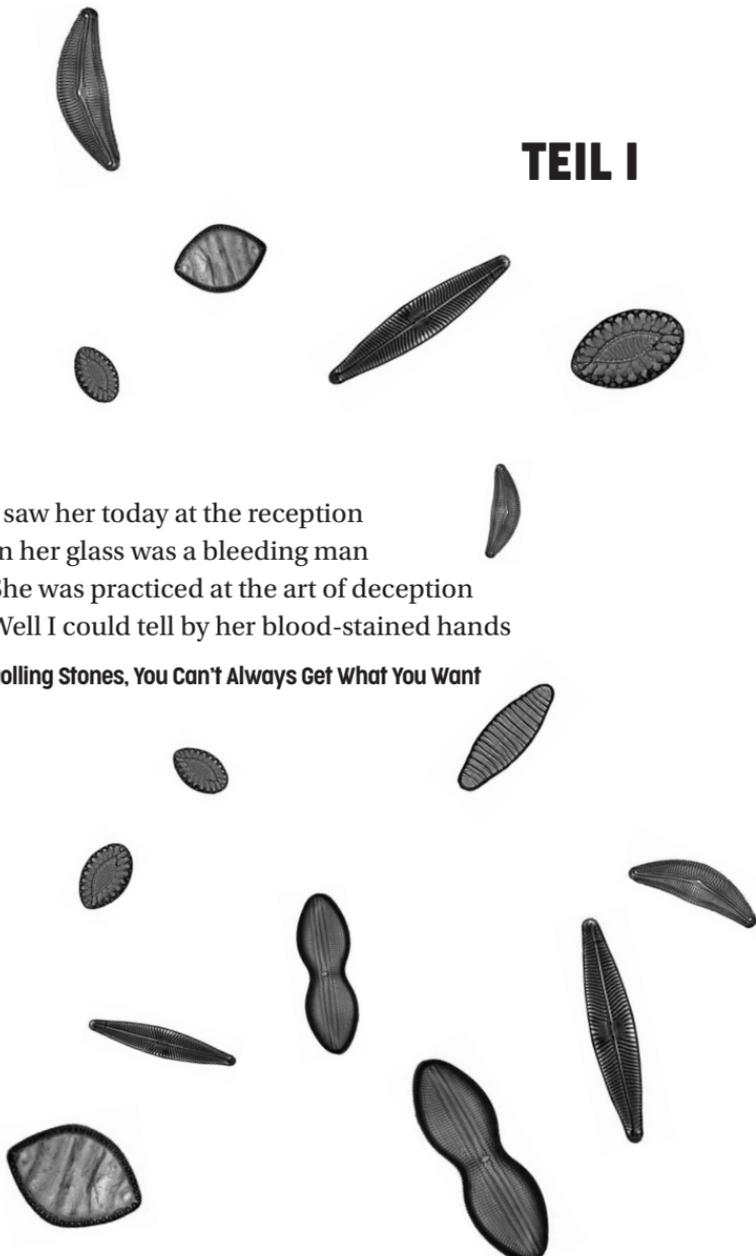
**ROMAN**

**KREMAJR & SCHERIAU**

Für Helge, meinen Komplizen.

*Die Stunde der Wahrheit:  
sechzig Schweigeminuten.*

Wolfgang Mocker (1954–2009),  
deutscher Journalist und Autor



## TEIL I

I saw her today at the reception  
In her glass was a bleeding man  
She was practiced at the art of deception  
Well I could tell by her blood-stained hands

**Rolling Stones, You Can't Always Get What You Want**

# 1 Simone

*Januar*

Eleonora hält die Leiter, an der die Farbdose hängt. Oberhalb von ihr pinselt Maren etwas über die Eingangstür, mit einem groben, verklebten Borstenpinsel und karamellfarbenem Lack. Ein Bienenstock: Marens Idee, nachdem sie die ganze Wohnung ausgemalt hatten. Nachdem sie die Vorhänge aufgehängt hatten. Nachdem sie die Hausregeln auf die Tafel geschrieben hatten, gemeinsam. Eleonora umklammert die Leiter fester als nötig.

Niemand soll behaupten können, nicht vor uns gewarnt worden zu sein, sagt Maren. Alle ziehen am selben Strang, und jede hat einen Stachel, mit dem sie unter Einsatz ihres Lebens zuzustechen bereit ist. Ist doch eine schöne Metapher, oder?

Simone sagt lieber nichts. Zu dick aufgetragen, die Metapher. Zu träumerisch. Was auf Insektenebene so großartig funktioniert, muss sich bei den Menschen nicht durchsetzen, will sie sagen. Aber ganz ohne Träume keine Visionen. Und ohne Visionen keine Veränderung. Und ohne Veränderung immer dieselbe Scheiße. Simone lächelt den Bienenstock an, der eine kleine Beule hat.

*Werde Teil der Frauenrevolution. Mitbewohnerin für nachhaltiges Wohnexperiment »Bienenstock« gesucht. 300 € warm. Keine Tiere, keine Männer, leider nicht barrierefrei. Bewerbungen unter family@bienenstock.at.*

Simone hört Eleonora staubsaugen, erst das Rattern über den Parkettboden, dann das Schlagen gegen die Stuhlbeine und Wände, dann das Umstecken des Aufsatzes und das Stochern in die Ritzen hinter den Heizkörpern, und endlich die Stille. Diese unvermeidliche Putzerei. Hochgeputzt hat sich in dieser Gesellschaft noch niemand, aber ohne Putzen geht nichts. Beim Putzen fängt die Gemeinschaft zum Stinken an. Das hat sich schon oft bewahrheitet. Simone hat Eleonora den Blick der beiden Neuen einfangen gesehen, letzte Woche, als sie vorgesprochen haben. Wie sie um sich geschaut haben, eine vorsichtige Inspektion. Eleonora will nicht, dass es so beginnt: mit leichtem Grausen. Es soll mit glücklichem Strahlen beginnen, mit Gelächter, mit einem berausenden Festmahl. Das wird es morgen. Maren stampft schon Pesto, wickelt Speck um Zwetschken, stopft Nüsse in Datteln. Die Fenster hat Simone gestern selbst geputzt, so gut sie konnte; wie gründlich, erfährt man erst, wenn die Sonne spätnachmittags hereinscheint. Wahrscheinlich sind da ein paar Einhornfürze zurückgeblieben: So nennt Simone die Schlieren, die entstehen, wenn man die Fenster bei Schlechtwetter putzt. Mit denen müssen sie leben können, findet sie. Ihre Schwester fand das nicht. Wäre sie hier, würde sie noch leben, sie würde mit ihrem schlanken Zeigefinger humorvoll mahnend auf den Mangel zeigen. Simonese Schwester hat sich zeitlebens die Seele

aus dem Leib geputzt, so wie ihre Mutter. Da hat sich etwas vererbt, was dann ausgestorben ist.

Diese Flora hat sich als eine der Ersten beworben. Sie ist mit forschen, ein wenig nach außen gedrehten Schritten durch die Wohnung geeilt, hat das Zimmer und alles Übrige gesehen. Eleonora, Maren und Simone sind ihr gegenübergesessen, als sie sich die Hausregeln durchgelesen und mit einem Nicken zugestimmt hat, bei dem ihre akkuraten Stirnfransen keinen Millimeter gewackelt haben.

Dein Zimmer ist dein Kaffee, hat Simone gesagt, aber einmal die Woche wird gemeinsam geputzt, wie du gelesen hast. Was dir danach nicht sauber genug ist...

... ist wieder mein Kaffee, hat Flora ergänzt, ohne Lächeln. Simone hat langsam und ernst genickt. Was, wenn ich keinen Kaffee trinke?

Eleonora und Maren haben nicht wirklich verstanden, warum Simone sofort für Flora plädiert hat. Humorlos sei sie, fand Maren. Irgendwie linkisch, warf Eleonora ein. Bei dieser Lilly waren sich alle schnell einig gewesen: sympathisch, neugierig und deutlich jünger als sie. Zuerst sind sie etwas ratlos vor den rund dreißig Bewerbungen gesessen; Maren, Eleonora und sie konnten sich in der Vorauswahl auf fünf Frauen einigen. Die Geschichte-Studentin war einfach allen unsympathisch, die Köchin wirkte zu zappelig und bürgerlich, die Biochemikerin war reizend, bis sie von den erfolgreichen Auftritten (Tourneen, sagte sie) des Kirchenchors, in dem sie sang, erzählte, und Simone Gänsehaut bekam.

Eine Religiöse kommt mir nicht ins Haus, sagte sie sofort streng, nachdem die Biochemikerin aus der Wohnung draußen war.

Kirchenchor ist nicht zwingend religiös, warf Maren ein.

Für Jesus hab ich echt keine Nerven, sagte Simone. Noch nicht. Aber mit dieser Flora werden wir diverser. Ihre Eltern sind aus Guatemala. Sie wirkt wie eine Realistin. Außerdem ist eine Juristin im Haus nie schlecht.

Warum will die zu uns?, fragte Maren. Am Geld kann's nicht liegen.

Exakt, sagte Simone. Der geht es um die Sache. Die hat lange genug alleine gelebt. Jetzt will sie eine funktionierende Frauen-WG. Die ist neugierig und visionär, und nicht nur prekär. Die Prekären nehmen wir, wenn wir expandieren.

Maren zog die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts. Eleonora nickte, stand auf und warf die Bewerbungen ins Altpapier.

Ich würde sie am liebsten gleich alle nehmen, sagte Maren seufzend.

Simone nickte. Alle nehmen. Das will Maren immer. Das ist ihr wunder Punkt.

Heute war ihr letzter Abend zu dritt. Morgen würden sie fünf sein. Von drei auf fünf in sieben Wochen.

Simone musste die anderen beiden nicht lange überreden. Von der ehemaligen Berufsschule sind drei Geschoße Bruchbude übriggeblieben – zumindest von außen. Der Makler hatte ihnen den Schlüssel gegeben, mit den Worten: Sehen Sie es sich mal an. Erst überwog das Entsetzen. Der Verfallensgrad des Gebäudes war aus der hofseitigen Perspektive in vollem Ausmaß sichtbar. Ein Dickicht aus Lianen und Holler wälzte sich durch den Innenhof und ergoss sich über ein abgestelltes Autowrack.

Eine Bruchbude, hatte Maren tonlos gesagt. Sichtlich hatte sie sich mehr erwartet, als sie die Anzeige entdeckt hatte.

Gehen wir mal rein, sagte Simone.

Mit Vorsicht bewegten sie sich durch das staubige, postapokalyptische Szenario. Durch undefinierbare Kammern und Lager im Erdgeschoß und alte Schulklassen im Mittelgeschoß, wo die Bänke und Sessel mit den Füßen nach oben zeigten, als hätte jemand sie im Zorn umgetreten. Immer wieder zerbrochene Scheiben, die notdürftig mit Brettern und Platten verriegelt waren. Erst im Obergeschoß sprachen sie wieder.

Immerhin das Stiegenhaus ist ok, sagte Maren.

Allem haftete das überschrittene Ablaufdatum an. *Direktion* stand auf einem altmodischen Steckschild neben der Tür zu ihrer Linken. Maren sperrte auf, und das Erste, was Simone dachte, war: so viel Platz! Vor ihr breitete sich ein langer, breiter Gang aus, gesäumt von Türen rechts und links, durch Oberlichten überraschend hell, entrümpelt, die Wände schmutzig, aber trocken. Sie staunten.

Da war kurz ein Start-up-Unternehmen drin, hat der Makler erwähnt.

Die müssen das renoviert haben, sagte Maren verblüfft, während sie die großzügige, möblierte Teeküche inspizierten, das ehemalige Lehrerklo mit den Duschkabinen, das *WC Direktor* mit der Badewanne (wozu, fragten sie sich sofort); sogar eine alte, kaputte Waschmaschine stand da.

Die Fenster sind zu groß und undicht, sagte Maren. Kalt ist es.

Die Heizung schaut auch nicht gerade modern aus, sagte Simone, als sie über den breiten, staubigen

Rücken der Radiatoren strich. Ein Konferenzraum, eine Direktion, ein Sekretariat, zwei Besprechungszimmer, ein Aktenraum.

Genug Platz für fünf, grinste Simone, und jede hätte ihr eigenes Klo! So billig kriegen wir das nie wieder!

Sie haben Simone, der ehemaligen Lehrerin, das beste Zimmer überlassen, das Direktorenzimmer mit dem *WC Direktor* gleich daneben. Drei Wochen wohnen sie nun schon hier, nach vier Wochen heftiger, wenngleich oberflächlicher Renovierungsarbeiten. Viele der Originalmöbel haben sie behalten: die Schreibtische, die Aktenschränke, die Regale. Ein bisschen Entsorgen, Spachteln, Malen, Kitten, aber hauptsächlich Putzen, Putzen, Putzen. Dann haben sie ihre Habe aus dem 12. Bezirk umgesiedelt und versucht, sich einzuleben. Kalt ist allen, aber den Schulgeruch kann nur Simone wahrnehmen.

Anfangs hat sie nicht in der Wanne liegen können, ohne die Anwesenheit des Direktors zu spüren. Sie sah ihn von der Wanne aus vor sich, wie eine Karikatur ihres ehemals vorgesetzten Direktors Dr. Berger, mit schlechtsitzendem Anzug und beigen Socken, vor dem Klo, wie er seinen Hosenstall aufmacht, um breitbeinig seinen Urin fahrlässig ins und ums Klo zu pritscheln. Dr. Berger hätte nie so etwas Weibisches getan wie ein Bad zu nehmen oder sich am Klo niederzusetzen. Wahrscheinlich wusste er nicht einmal, wie es auf solchen Klos riecht, wenn sie nicht von braven Gattinnen oder unsichtbaren Putzfrauen fünfmal die Woche frühmorgens gereinigt werden, schneller, als der Urin trocknen und seine Schärfe entfalten kann. Nahm sie zumindest an. Auch noch zwei Jahre nach ihrer Pen-

sionierung und ein Jahr nach seinem Tod tauchte er in ihren Träumen auf, demütigte sie in den Konferenzen, maßregelte sie vor ihren Schülern; einmal drehte er sich sogar um und sah ihr von oben herab in die Augen, bevor er mit einem erleichterten Grunzen in die Wanne pisste. Anstatt fauchend aus dem Wasser zu schießen und ihm den Schwanz zuzudrücken, lag sie da und sah den dunkelgelben Strahl auf die Wasseroberfläche prasseln, sich verfestigen, zu einem kristallinen Gitter, das sich um sie schnürte wie ein Korsett, bis sie mit einem Schrei aufwachte. Sie hat danach das ganze Bad mit heißem Essigwasser geputzt und mit Salbei ausgeräuchert, bis ihr die Hände und die Augen brannten, und jetzt ist der Direktor hoffentlich in allen Dimensionen mausetot und Simone kann endlich unbelästigt in der Wanne vor sich hin träumen. Von feministischen Salons in der Küche. Von Feiern in der ganzen Wohnung. Von gemeinsamen Essen, gefüllten Weinblättern, Oliven, mit Mandeln gestopften Datteln und Pilzlasagne, dazu roter Veltliner, blauer Zweigelt und ein bisschen Gras aus Eleonoras Eigenbau. Von berauschten Gesprächen über Protest, Streik und Widerstand, die den Raum der Theorie verlassen dürfen.

Der Bienenstock geriet wackeliger, als Maren ihn gerne gemacht hätte. Er hat eine Ausbuchtung an der linken Seite. Die erste Beule, denkt Simone. Sie stellt sich vor, ihn neu malen zu lassen, unbeschädigt, professionell, wie ein Firmen- oder Vereinssymbol. Ein Parteilogo für eine Frauenpartei könnte so aussehen. Frauenpartei. Das wäre doch mal was Neues, in einem Europa, in dem es alles schon gibt: Piratenparteien, Autofahrerparteien, Christenparteien, Männerparteien, EU-Aus-

trittsparteien, Impfgegnerparteien, sogar Bierparteien. Alles, was ein paar gemeinsame Interessen oder Probleme hat und einigermaßen zusammenhalten kann, hat schon eine Partei gegründet. Alles, außer die Frauen.

Erst einmal eine WG mit genug Platz, der richtige Platz zur richtigen Zeit, denkt Simone. Eine Fünfer-WG aus erwachsenen Frauen ist schon mal genug Revolution für heute. Mit Eleonora und Maren hat es bis jetzt in einer Dreizimmerwohnung in Meidling geklappt, aber der Vermieter hat Eigenbedarf angemeldet. Das hier ist ein ambitionierter Testballon. Die Vergrößerung einer männerlosen Familie. Eine spontan möglich gewordene Solidaritätsgemeinschaft, die auch ohne staatliche Verträge, gemeinsame Kinder oder religiöse Bande halten könnte.

Simone hat beim ersten Begehen der Wohnung die Ameisen auf ihren Unterarmen in Aufruhr versetzt. Die Ameisen kamen bei gutem Sex, bei schlimmem Streit, während der Fahrten in Hochschaubahnen, beim Geschmack frischer Maracujas und als sie erfuhr, dass sie mit Hannah schwanger war. Simone bringt die Ameisen mit Adrenalin in Zusammenhang: Sie schlagen Alarm, wenn es in Sachen Schwerkraft, Urvertrauen und Kontrollverlust brenzlich wird. Aber auch, wenn eine biografische Weiche gestellt wird und ein Quantensprung mit den Hufen scharrt. Simone strich über ihre Unterarme und sah die sichere, familiäre Bleibe, die nicht bedroht war durch gleich wieder auslaufende Mietverträge, Platznot, Scheidungen, Pleiten, Arbeitslosigkeit, Einsamkeit. Sah die Praxis aus der Theorie schlüpfen. Eine Gemeinschaft, die über das bestehende Regelwerk hinauswächst, die ohne Kindsväter, Priester, Standesbeamten, Juristen oder Notare auskommt. Ein Zusam-

menhalt, in dem das Patriarchat nicht einmal den kleinen Finger drinhatte. So etwas wie einen Matriclan\* pflanzen; in einen sicheren, richtigen Boden.

Maren, Eleonora, Simone. Sie sind über ihre Defizite zusammengewachsen. Maren war 34 Jahre alt, gerade ein halbes Jahr frisch verwitwet, und wurde von ihrer Umgebung sanft, aber konsequent verstoßen, bis sie Unterschlupf in Simones und Eleonoras WG fand. Dort strukturierte sie ihr Leben neu, ging mit beiden Händen zur Sache, machte eine neue Ausbildung, schloß mit Frauen, bewarb sich als Kostümbildnerin am Theater und bekam den Job. Jetzt engagiert sie sich im Tierschutz, in der Flüchtlingshilfe, im Klimaschutz. Und Eleonora? Bei einer Wahlparty Ende der Neunziger hat sie Getränke serviert und war mitsamt ihrem Tablett in Simone hineingelaufen. Du bist in mich hineingelaufen und nie wieder hinausgelaufen, sagt Simone gerne zärtlich zu ihr, und allen, die es hören wollen. Aber es wird so gut wie nie gefragt. Es wird ohnehin angenommen, sie wären ein Paar. Sollen sie es doch denken.

\* Lebensgemeinschaft nach matrarchalen Prinzipien

## 2 Lilly Januar

Schon fünf Minuten zu spät, denkt sie, und hofft, dass ihr Vater sich auch verspätet. Genau eine Stunde Mittagspause hat er bis zum nächsten Termin, hat er gesagt. Zehn Minuten muss er hierher gehen, weil Lilly auf genau dieses Café bestand. Muss das sein? Ja, es muss, Papa. Sie stellt sich vor, wie er die Speisekarte durchforstet, auf der Suche nach labbrigen Tramezzini mit Prosciutto oder Thunfisch oder Mozzarella. Als ob er keine Zähne mehr hätte, denkt sie angewidert. Und wie er wohl das Gesicht verziehen wird, erst beim Anblick der Ökobilanzen, die jetzt vom Ministerium auf die Türen geklebt werden, und dann, wenn er sich zwischen veganen Bowls und Raw Wraps entscheiden muss. Sie beschleunigt ihre Schritte. Sie muss nicht alles hören, was er sagt. Oder denkt. Was er gesagt hat.

*Mit dieser Frauenquote hat sich die Regierung mehr als ein riesengroßes Ei gelegt. Aus den grünen Eiern schlüpft schon die nächste Generation von Besserwisserinnen: jünger, härter, geschlechtsloser und besser gespindoktert als ihre Vorgängerinnen.*

Woke Ökofaschistinnen, so sagt er zu Frauen wie ihr. Sie betritt das Lokal, findet ihn an einem Tisch gleich neben dem Eingang. Er springt auf und umarmt sie, ein bisschen zu fest, eine Spur zu lange, als hätte er sie seit Monaten nicht gesehen.

Papa, sagte sie, es klingt gequetscht und genervt, sie setzt liebevoll nach: Drück nicht so fest.

Entschuldige bitte, sagte er, ich habe dich so lieb.

Sie lächelt verzeihend.

Wie geht es dir denn in der neuen Wohnung?, fragt er, noch bevor sie sich hinsetzen kann.

Sie zuckt die Achseln. Bisschen kalt ist es. Aber sonst super. Viel besser als bei den Tussis.

Tussis, wiederholt er. Und: Warum heizt du nicht?

Du weißt schon, sagt sie und sieht aus dem Fenster.

Ich weiß gar nichts, sagt er. Du erzählst ja nichts.

Er streicht sich über seinen Dreitagesbart. Ein Insektengeräusch.

Aber lass uns erst mal bestellen, sagt er.

Er wirft einen Blick in die in grünes Leinen gebundene Karte und seufzt. Matchatee, Brennnessel-Smoothie. Marokkanische Minze. Na, das kann ja alles nicht besonders nachhaltig sein, sagt er.

Ist es aber, sagt sie tapfer. Nimm die Edamame-Bohnen, mit Mandelmus und geröstetem Buchweizen, sagt sie. Das ist lecker.

Lecker, sagt er gallig und klappt die Karte zu, es klatscht viel zu laut, mitten in das eigenartig altmodische Oboengedudel hinein, das im Hintergrund läuft. Die Kellnerin sieht alarmiert auf, stellt ein Tablett ab und kommt schnell zu ihnen. Lilly geniert sich ein bisschen für ihren Vater. Dass er die Kellnerin verunsichert hat, wenn auch unabsichtlich, scheint ihm zu gefallen. Er beugt sich vor, drückt die Brust raus und hält ihr die Karte hin, gnadenvoll. Ein Bier und die Edamame, sagt er.

Ich nehm auch die Edamame, sagt sie, und einen Matcha.

Es ist das erste Treffen seit dem Streit vorige Woche. Papa findet es unmöglich, dass sie in eine Frauen-WG mit älteren Mitbewohnerinnen zieht. Was soll denn

das, hat er gesagt. Was stimmt denn nicht mit den Mädels?

Wenn sie das schon hört. Mädels. Wir sind Frauen, denkt sie, auch wenn die Mädels sich Mädels nennen, ihm steht das nicht zu, Frauen ihres Alters zu verniedlichen. Papa ist ein Saurier, denkt sie und öffnet ihren Zopf, nur um ihn wieder zusammenzubinden, um streng und unerbittlich auszusehen.

Was macht die Uni?, fragt er und lässt den Blick schweifen.

Seit der Diskussion letzte Woche ist er in ihrem Ansehen gesunken, kilometertief. Er hatte zu viel von dem affigen, chilenischen Bio-Chardonnay getrunken, den Mama immer beim Händler ihres Vertrauens bestellt. Und dann ging es los, in diesem lallenden Lamento: diese Verteuerungen beim Fleisch, diese Steuern auf konventionellen Anbau, die teuren Spritpreise. Sojamilch, pflanzliche Eier, vegane Kuchen, Radfahrhighways auf Kosten des Autoverkehrs! Alles, was Spaß macht und selbstverständlich ist, wird beschnitten, hatte er beanstandet. Und du machst da mit! Fehlt nur noch eine Ficksteuer!

Das Wort allein. So ein Wort sollte ein Vater nicht sagen, findet Lilly. Sie ist wortlos aufgestanden und gegangen. Wenn Papa nicht eine Entschuldigung geschickt hätte, sie wäre nicht hier.

Die Kellnerin bringt den Tee und das Bier, es ist in einer winzigen Flasche abgefüllt, aus der die Kellnerin den ersten Schluck in eine Art Sektglas leert. Er hebt das Glas mit Zeigefinger und Daumen, spreizt den kleinen Finger ab, prostet ihr zu, sie versucht, nicht zu lachen.

Weißt du, sagt er nach dem ersten Schluck, heute Morgen, als die Ampel zugunsten der Radfahrer um-

sprang, hab ich mich gefragt, wie lange es noch dauern wird, bis einer wie ich zum Amokfahrer wird und in so eine Radfahrerkolonne hineinfährt.

Sie hebt den Matcha an ihre Lippen.

Ich verstehe ja deine hehren Ziele, aber überall rund um uns verpesten die Menschen weiter den Planeten, und hier dürfen die Ökonavlinge sich ihre kleine, heile Welt vorgaukeln. Der Klimakatastrophe sind eure Solarvisionen, euer veganer Fraß und die feuchten Radfahrträume komplett wurscht! Versteh mich bitte ein bisschen.

Sie stellt sich Simone vor. Was würde sie ihrem Papa entgegnen? *Wir tun etwas*. Papa, unsere Generation redet nicht nur, *wir tun etwas*. Du solltest auch die Welt retten wollen, der Zukunft zuliebe, ein bisschen zumindest. Den Enkelkindern zuliebe, die ferner denn je scheinen. Sie weiß schon, was er entgegnen würde. Sie hat es schon hundertmal gehört. Als ob er und seine Generation immer nur auf der faulen Haut gelegen wären. Oder seine Elterngeneration. Sein ganzes Leben lang hat er sechzig Stunden die Woche gearbeitet, Müll getrennt, das völlig überteuerte Biofutter seiner Familie gezahlt und Umweltorganisationen unterstützt! Sie kennt das alles. Er ist ein Monat in Karenz gegangen, er hat als einer der Ersten ein überteuertes E-Auto gefahren, noch bevor sie massentauglich geworden sind. Er hat bei weiten Fahrstrecken an der Ladestation Daumen gedreht und zugesehen, wie die anderen schnell mal tankten und weiterfahren! Und jetzt soll er tunlichst seinen Mund halten, nur weil sie empfindlich wie eine Mimose geworden ist? Mit ihren komischen Frauen geht Lilly auf Demonstrationen, gegen die Rechten, gegen Sexismus, für CO<sub>2</sub>-Steuern und Abtreibung.

Was soll denn das! Gibt es nicht längst Verhütung für alle? Sind Frauen nicht Kanzlerinnen, Industriebosse, Museumsdirektorinnen? Und jetzt zieht sie auch noch mit lauter fremden Frauen in eine Bruchbude.

Ich hab einen Zweier auf Psychologie, sagt sie, um vom Thema abzulenken.

Super, sagt er. Ich bin froh, dass ich so eine kluge Tochter habe.

Er ist abgelenkt. Sie beobachtet ihn dabei, wie er einen Mann seines Alters für das Schlabbern eines Süppchens mit grasgrünen Bohnen und durchsichtigen Nudeln darin verachtet, und den leuchtendgelben Tee dazu. Papas abschätziger Blick wandert weiter, zu zwei Frauen, eine mit vollen braunen Locken, die andere mit halblanger Wuschelfrisur; die Lockige trägt ein tief ausgeschnittenes Shirt, der Wuschelköpfigen hängt die nackte Schulter raus. Sicher denkt er, es seien Lesben. Am liebsten würde sie ihn an den Schultern rütteln.

Nichts weiß er über sie, weil er nie zuhört. Immer nur schaut er. Und sieht die fünfjährige Lilly, die ihm den mit dem Fahrrad totgefahrenen Hamster verschweigt. Und sieht die vierzehnjährige Lilly, die ihm gleich gestehen wird, dass sie seine IWC-Automatikuhr ungefragt ausgeborgt und irgendwo in der Schule abgenommen und liegengelassen hat. Die gute Schülerin, das hübsche Mädel, dieses gelungene, kluge Geschöpf, aus so etwas Banalem wie seinem Ejakulat entstanden. Er ist dermaßen vollgestopft mit selbstgefälligen Erinnerungen an sich, dass er nicht sieht, wie erwachsen und selbstständig sie geworden ist. Und trotzdem ist sie voller Liebe zu ihm.

Wie geht es dem Waldorfkind, fragt er.

Samu, korrigiert sie tapfer. Dem geht's gut. Der ist im Gefängnis, Praktikum machen.

Weißt du, wir haben nicht absichtlich alles falsch gemacht, lenkt Papa plötzlich wieder ab, trinkt sein Bier mit einem Zug leer und deutet der Kellnerin, noch eines zu bringen. Wie aufmerksam die augenblicklich gehorcht und die Bestellung an die Bar weiterleitet. Lilly wünscht sich, dass die Kellnerin ihn anlaufen lässt. Ihm was Falsches bringt. Das wird aber nicht passieren. Papa hat bei ihr Eindruck hinterlassen, durch seine übermännliche Großkotzigkeit. Prompt kommt sie wieder, die erste Portion Edamame stellt sie vor ihm auf den Tisch, er schiebt sie gönnerhaft Lilly zu. Die Dame kommt zuerst, wissen Sie das nicht?

Eine peinliche Pause entsteht, in der die Kellnerin sachte errötet und in die hinein Lilly improvisiert.

Papa weiß ohnehin nicht, wie man Edamame isst, sagt Lilly lässig und greift sich eine Schote. Keine Angst, ich zeige es ihm. Die Kellnerin lächelt ihr dankbar zu und macht kehrt.

Papa sieht sie an, die Demütigung überspielt er gut, nur sein zuckender Adamsapfel verrät seinen Ärger. Das hat sie von Simone gelernt. Lieber einen guten Freund verlieren als eine feministische Spitze auslassen.

Er sagt nichts und greift stattdessen in ihre Schale. Gib her das Hasenfutter, sagt er lässig und steckt sich die ganze Schote in den Mund.

Nicht so!, ruft sie aus.

Ich hab dich gefüttert, als du noch in die Windeln geschissen hast, sagt er, zieht sich die leere Schote umständlich aus dem Mund und sieht sie angewidert an. Also erzähl mir nicht, wie ich deinen veganen Fraß

essen soll. Tapfer steckt er sie zurück und schluckt die zähe Schote als Ganzes hinunter.

Sie muss lachen, er auch, er verschluckt sich, klopft sich auf die Brust, hustet. Dann wendet er sich wieder seiner Tochter zu, die Augen feucht vom Husten, ein bisschen zu feucht vielleicht. Lilly spürt, dass jetzt ein guter Zeitpunkt ist, ihn um Geld zu bitten. Um sehr viel Geld.



Die Arbeit an diesem Roman wurde unterstützt durch ein Projektstipendium des Bundes und die Stadtgemeinde Baden.

*Baden*   
bei Wien

[www.kremayr-scheriau.at](http://www.kremayr-scheriau.at)

ISBN 978-3-218-01382-6

Copyright © 2023 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG,  
Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung einer Illustration von  
[shutterstock.com\\_1676218276\\_Elen](https://www.shutterstock.com/_1676218276_Elen) Koss

Lektorat: Marilies Jagsch

Satz und typografische Gestaltung: Ekke Wolf, typic.at

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Czech Republic

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
durch die Kulturabteilung der Stadt Wien  
und das Land Niederösterreich

 **Stadt  
Wien** | Kultur

KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH 